Monatlich erscheint eine Nummer; die Pränumeration mit Postzusendung beträgt jährlich 2 fl. 70 kr. Oest. Währ.

LOTOS.

Man pränumerirt in der J. G. Calve'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung in Prag.

Zeitschrift für Naturwissenschaften.

XXV. Jahrg. Juni. 1875.

Inhalt: A. Vogl: Ueber das Opium als Genussmittel. Literaturberichte: Mineralogie. Botanik. Miscellen.

Ueber das Opium als Genussmittel.

Von Dr. A. Vogl.

(Schluss.)

Das chinesische Opium soll der Qualität nach dem indischen sich nähern, indess im Allgemeinen schwächer wirken und weniger wohlschmeckend sein, so dass die Opium-Raucher das letztere vorziehen, obgleich es weit höher im Preise steht. Opium wird nämlich, wie schon Eingangs angedeutet wurde, in China geraucht, aber nicht als solches, sondern in Gestalt eines ziemlich umständlich zubereiteten Extracts von glänzend schwarzer Farbe, welches man Tschandu nennt. Der zum Rauchen dienende Apparat besteht aus der Pfeife, einem etwa 20" langen Bambusrohr, welches seitlich einen kreiselförmigen, metallenen oder thönernen Pfeifenkopf von 2 Zoll Durchmesser trägt, der auf seinem Scheitel eine halbkugelige, am Grunde durch eine Oeffnung in den weiten Hohlraum des Pfeifenkopfes führende Vertiefung besitzt, hinreichend gross, um ein etwa erbsengrosses Stück Opium aufzunehmen. Eine aus Horn, Holz oder Metall verfertigte kleine Büchse enthält den Tschandu, eine ca. 6 Zoll lange, an einem Ende spitz zulaufende, am andern Ende schaufelförmig verbreiterte stählerne Nadel dient zum Uebertragen des Opiums aus der Büchse auf den Pfeifenkopf, eine kleine Lampe zum Anbrennen des ersteren und endlich ein kleines metallenes Gefäss zur Aufnahme des Opium-Rückstandes der Pfeife. Beim Rauchen nimmt man die entsprechende Menge Tschandu auf die Spitze der Nadel, hält es in der Flamme des Lämpchens, bis sich die Masse aufbläht und einen dicken Rauch entwickelt, worauf man es in die Oeffnung des Pfeifenkopfes einführt und den Rauch

download www.biologiezentrum.at

langsam einzieht. Der Rauch wird einige Zeit zurückgehalten und dann durch die Nase herausgelassen. Um die Verbrennung des Tschandu zu unterhalten, ist es nothwendig, zeitweise die Pfeife der Lampe zu nähern. Dieses setzt der Betreffende, den Rauch fortwährend langsam einziehend, so lange fort, bis das Mittel seine Wirkung äussert. Was halbverbrannt vom Tschandu zurückbleibt, wird als Tye an unbemittelte Raucher verkauft. Leute aus niederen Volksclassen überlassen sich dem Opiumgenusse in eigens hiezu eingerichteten öffentlichen Localen, den Opium-Rauchstuben oder Opium-Schenken, welche nach Einrichtung und Comfort ebensoviele Abstufungen zeigen, wie bei uns die verschiedenen Kaffeehäuser, Schenken, Kneipen, Restaurationen etc. und deren schwer besteuerte Besitzer gewöhnlich den ihren Gästen vorgesetzten Tschandu selbst anfertigen. Bemittelte lassen sich das Mittel im eigenen Hause zubereiten, und Vornehme besitzen ein eigenes Gemach, in welchem sie sich ungestört dem Opiumgenusse hingeben oder wohl auch Freunde, gewöhnlich nach einem Gastmahle, wie wir es mit einem „Schwarzen" und mit Cigarren thun, mit Tschandu und Thee bewirthen.

Das Opium-Rauchen versetzt den Geniessenden in einen angenehmen Zustand, in einen Zustand der Glückseligkeit. Nach der Schilderung von Augenzeugen ist der Raucher anfangs aufgeweckt, heiter, gesprächig, oft lachlustig, sein Gesicht geröthet, die Augen sind glänzend, Kreislauf und Athmung beschleunigt. Ein Gefühl von Wärme und Wohlbehagen verbreitet sich über den ganzen Körper, alle Empfindungen sind lebhafter, die Einbildungskraft ist thätiger; alle Sorgen schwinden. Oft tauchen aus dem früheren Leben angenehme Erinnerungen auf, die Zukunft stellt sich im rosigsten Lichte dar, alle Pläne erscheinen gelungen, alle Wünsche leicht erreichbar u. s. w. *) Bei weiter fortgesetztem Rauchen ändert sich das Bild; es stellt sich allmälig ein Zustand der Abspannung und Betäubung (Narcose) ein. Der Raucher wird einsilbig, sein Gesicht blass, die Züge schlaff, die Haut kühl, nicht selten mit Schweiss bedeckt, die Augenlieder werden schwer und es stellt sich unwiderstehlicher Drang nach Schlaf ein. Das Bewusstsein schwindet und der Betreffende verfällt schliesslich in einen tiefen Schlaf, welcher je nach der Menge des verbrauchten Tschandu eine halbe Stunde bis mehrere Stunden dauert. —

---

*) Ausführlich bei F. Tiedemann, Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genussmittel. Frankfurt a. M. 1854. — v. Bibra, die narkotischen Genussmittel und der Mensch. Nürnberg 1855. — Alfonso Calkins, Opium and the Opium-appetite. Philadelphia 1871.

download www.biologiezentrum.at

Beim Erwachen machen sich anfangs keine oder nur mässige und bald vorübergehende Nachwehen bemerkbar, hauptsächlich nur in einem Gefühle von Mattigkeit und Abgeschlagenheit bestehend. Bei längerem Fortgebrauch des Genussmittels treten sie aber stärker und andauernder hervor, bestehen schliesslich fast continuirlich und lassen sich nur für kurze Zeit durch neuerliches Rauchen und durch steigende Mengen zurückdrängen. Ein Anfänger vermag täglich nicht mehr als 5—6 Gran Tschandu zu rauchen, ein mässiger Raucher soll davon etwa eine Drachme verbrauchen, während alte Gewohnheitsraucher 3—5, ja selbst bis 8 Drachmen Tags über zu consumiren im Stande sind. Um die gewünschte Wirkung zu erzielen, um sich in den ersehnten Zustand angenehmer Betäubung zu versetzen, muss man nämlich, da der Organismus sich an das Gift gewöhnt, mit der Menge steigen, und so erklärt es sich, dass alte Opiumraucher schliesslich allenfalls auch das 100fache der anfangs erforderlichen Tschaudumenge zu demselben Erfolge nöthig haben. Wie bei anderen Genussmitteln ist es ausserordentlich schwer, dem einmal zur Gewohnheit gewordenen Opiumrauchen zu entsagen, ja das plötzliche Aufgeben desselben ist selbst gefährlich. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass ein mässig geübtes Opiumrauchen lange Zeit ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit bleiben kann; es wird namentlich hervorgehoben, dass dadurch bei unter sonst guten Umständen lebenden Chinesen das Leben nicht abgekürzt wird. Nach Marsden sind die sehr arbeitsamen Goldhändler von Linum und Batang-Assei auf Sumatra das kräftigste und gesundeste Volk dieser Insel, obwohl sie mehr als irgend ein anderer Stamm dem Opiumrauchen ergeben sind. Das täglich wiederholte und unmässige Rauchen wird aber schliesslich der Gesundheit sehr verderblich. Verschiedene Reisende haben uns mit lebhaften Farben das Bild leidenschaftlicher Gewohnheitsraucher entworfen. Anfangs stellt sich bei solchen Leuten gestörter Schlaf ein, Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Verdauungsstörung, dann Abmagerung, grosse Hinfälligkeit; das Gesicht ist blass, aschgrau, eingefallen, die Augen liegen hohl, sind glanzlos; die geistigen Thätigkeiten werden abgestumpft und die Leute für allen geselligen Umgang unzugänglich, zur Führung von Geschäften untauglich, arbeitsscheu u. s. w.

Es ist bereits angeführt worden, wie rapid sich innerhalb der letzten 100 Jahre der Opiumgenuss in China verbreitet, der Opiumverbrauch gesteigert hat. Wenn wir die colossalen Quantitäten Opium in Betracht ziehen, welche dem Reiche der Mitte aus verschiedenen Quellen, am reich-

*) Hanbury und Flückiger l. c. p. 42.

download www.biologiezentrum.at

lichsten aus Indien, zufliessen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, dass jetzt schon kaum ein Land existirt, welches in so grossem Maasse Opium verbraucht, wie China. Das Opiumrauchen ist hier bereits in alle Stände und Altersclassen gedrungen, auch Frauen, selbst Kinder rauchen nicht selten Opium. Hughes, englischer Zollbeamte in Amoy, spricht sich in seinem officiellen Handelsberichte p. 1870 *) dahin aus, es erscheine das Opiumrauchen in Amoy und auch anderwärts in China immer mehr als eine anerkannte Gewohnheit, ja fast als nothwendiges Bedürfniss für das Volk. Diejenigen, welche sich demselben hingeben, thun dies offen, ohne von der Gehässigkeit der öffentlichen Meinung getroffen zu werden. In der Stadt Amoy wird die Zahl der Opiumraucher auf 15—20 Proc. der erwachsenen Bevölkerung geschätzt, auf dem Lande auf 5—10 Proc.

Als Ursache dieses rapiden Fortschreitens des Opiumgenusses in China wird der den Chinesen zukommende Hang zur Geselligkeit und Ueppigkeit in erster Linie angeführt. Das Gefühl der Behaglichkeit, des Wohlseins, der Sorglosigkeit, der angenehme Sinnenrausch, welche das Opium hervorruft, machen eben seinen Genuss sehr verführerisch, zumal für die leicht erregbaren Orientalen. Es giebt Schriftsteller, welche aus der zunehmenden Gewohnheit des Opiumrauchens die verderblichsten Folgen für China herankommen sehen, so z. B. Dr. Sigmond*), der die Meinung ausspricht, dass, wenn das Opiumrauchen den Chinesen noch eine Generation hindurch gestattet wird, ihre Macht als Nation vernichtet ist und sie für die gesittete Welt nur ein Gegenstand des Bedauerns und der Verachtung sein werden! **) Diese Befürchtungen sind wohl in vieler Beziehung übertrieben, immerhin ist aber sicher, dass die Einführung und der zunehmende Verbrauch des Opiums in China ein Glied in der Kette der Ereignisse darstellt, die sich dort in fernem Osten abwickelten und die in ihren weiteren Consequenzen zu einer totalen Umgestaltung Ost-Asiens in sittlicher und politischer Beziehung führen werden.

Von Indien aus hat sich die Gewohnheit des Opiumrauchens schon seit Langem auch auf die Inseln des indischen Archipels und auf die Philippinen verbreitet. Besonders die Malaien und die eingewanderten Chinesen sind

---

*) Bei Tiedemann l. c. p. 416.

**) Aehnlich spricht sich Reich „Die Ursachen der Krankheiten" etc. etc., II. Leipzig 1871 p. 243 aus: Das Opium richtet in Asien weit grössere Verheerungen an, als Alkohol in der übrigen Welt; es entnervt ganze Nationen und macht die, vor denen die Menschheit zitterte, zu jämmerlichen Vogelscheuchen!

download www.biologiezentrum.at

hier demselben leidenschaftlich ergeben. Fast allerwärts giebt es ähnliche Opiumbuden (Amfioen-Kitten) wie in China. In Niederländisch-Indien wird das Privilegium des Opiumverkaufs an die Meistbietenden verpachtet, und die Regierung bezieht davon eine Jahreseinnahme von 7—8 Mill. Thlrn. *) Meist ist der Verschleiss dieses Genussmittels in den Händen von Chinesen. Seine Zubereitung und die Art der Verwendung ist übrigens eine ganz ähnliche wie in China. Zuweilen setzt man dem Tschandu (Tjandu oder Madas) Tabak und Siri, die Blätter des Betelpfeffers (Piper Betle L.) zu. Nach van Dissels Angaben (Nederl. Tiydschr. voor Geneesk. 1867) wird auf Java sehr viel Opium verbraucht. Die Einfuhr beträgt in manchen Jahren über 570.000 Pfd. Manche Raucher sollen täglich nicht weniger als für sieben Gulden des Mittels verbrauchen. Auch in den Philippinen, woselbst seit 1844 gleichfalls die Opiumregie eingeführt ist, hat das Opiumrauchen in den letzten Decennien sehr zugenommen; es existiren daselbst nicht weniger als gegen 500 öffentliche Opiumläden **) und die Einnahme aus der Opiumregie belief sich 1867 auf mehr als 200.000 fl. Oest. W.

Das Opiumessen, wie es hauptsächlich in den muhamedanischen Ländern geübt wird, bringt ganz ähnliche Wirkungen hervor wie das Opiumrauchen, namentlich was die Aufheiterung des Geistes und die übrigen Erscheinungen seitens des Nervensystems betrifft. Mehr aber als beim Rauchen soll bei mässigem Opiumessen eine Anregung der körperlichen Kraft, eine Erhöhung der physischen Leistungsfähigkeit sich bemerkbar machen; Hunger und Durst werden besser ertragen und körperliche Anstrengungen leichter vollführt. Gewöhnlich geniesst man den Mohnsaft in Pillenform, nicht selten mit süssschmeckenden Substanzen und mit Gewürzen versetzt in verschiedenen Zubereitungen. Aehnlich wie beim Rauchen beginnt auch der Opiophag mit kleinen Mengen, $^1/_2$ bis 2 Gran, steigt aber häufig bald zu grösseren. Zuweilen werden von routinirten Opiophagen, namentlich von den sogenannten Theriakis, ganz unglaubliche Mengen vertragen. Riegler ***) lernte einen Türken kennen, der täglich 70 Gran Opium zu sich nahm; Malcolm (1849) erzählt von Mohamed Riza-Chan-Byat, der in einer einzigen Dosis so viel Opium nahm, dass 30 gewöhnliche Menschen damit hätten vergiftet werden können und Calkins ****) kannte einen alten Officier, der einer mittleren Berechnung

*) A. S. Bickmore, Reisen im ostindischen Archipel in den J. 1865 und 1866. A. d. Engl. von Martin. Jena 1869, p. 210.

**) F. Jagor l. c. p. 310.

***) Die Türkei und deren Bewohner etc. Wien 1852. B. I. p. 224.

****) l. c. p. 116.

download www.biologiezentrum.at

zufolge in einem halben Jahrhundert $^2/_3$ Centner festes Opium (er brauchte täglich 60—75 Gran) verzehrt hat und dabei ein gesundes und ungewöhnlich kräftiges Aussehen hatte.

In Persien ist nach Dr. Polak*) das Opiumessen eine ganz allgemeine Sitte. Es giebt fast keinen Perser von Stand, der nicht mindestens einmal des Tages eine Opiumpille geniesst. Diese Sitte sei durchaus nicht entehrend oder verboten — wie etwa Haschischgenuss — sondern öffentlich anerkannt. Man geniesst regelmässig eine kleine Opiumpille Morgens und Nachmittags und trinkt eine Tasse Thee oder heisses Zuckerwasser darauf. Man glaubt, dass es, in dieser Weise genossen, der Gesundheit zuträglich sei. Ueberhaupt scheint in Persien Opium wohl allgemein, doch selten im Uebermass genossen zu werden. Durchschnittlich nimmt man 1—2 Gran täglich und steigt selten zu grösseren Mengen. Mässig gegenossen soll es durchaus keine schädlichen Wirkungen äussern und auch das Leben nicht abkürzen. Dafür sprechen ausser den früher angeführten Beispielen noch zahlreiche andere von verschiedenen Seiten beobachtete, und Dr. Polak lernte Leute kennen, die, 40—50 Jahre lang der Opiophagie ergeben, ein Alter von 60—90 Jahren erreichten. Nach Dr. O'Shaughnessy in Calcutta ist die Langlebigkeit der Opiophagen unter den Eingebornen sprichwörtlich, und sehr interessant ist die Beobachtung (Eatwell), dass die Arbeiter in den Opiumfabriken von Benares ein durchschnittlich längeres Leben haben, als ihre Arbeitsgenossen im Allgemeinen. **)

In den letzten Decennien hat sich, wie Eingangs erwähnt wurde, der Opiumgenuss auch in Europa eingeschlichen. In Paris bestand nach Tiedemann eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich Opiophiles nannten und ein eigenes Protocoll führten, in welchem die von den Einzelnen während des Opiumrausches gehabten Gefühle und Phantasien eingetragen wurden. Besonders in Grossbritannien und auch in Nord-Amerika macht die Opiophagie bedeutende Fortschritte. In England hat der Opium-Verbrauch in 42 Jahren um das 14fache, in Nord-Amerika in 27 Jahren um das 6fache zugenommen. Nach Dr. Hawkins in Kings-Linn wird die Hälfte des in England eingeführten Opiums in Lincolnshire und Norfolk consumirt. ***)

---

*) Ueber den Gebrauch der Erregungs- und Betäubungsmittel bei den Persern. (Wiener Medic. Halle 1862.)

**) Calkins. l. c. p. 100.

***) Wiggers und Husemann, Jahresber. über die Fortschritte der Pharmacognosie, Pharmacie und Toxicologie. V. J. 1868. p. 541.

download www.biologiezentrum.at

Ein Apotheker in Lynn verkauft jährlich an 200 Pfd. und ein anderer 140 Pfd. Opium in Substanz und überdies eine beträchtliche Menge flüssiger Opiumzubereitungen. Das Opiumessen soll in jenen Gegenden schon seit 18 Jahren bestehen und manche Anhänger desselben sollen täglich auch 3mal Opium zu sich nehmen. Als Ursache werden Nahrungsmangel und schmerzhafte Leiden, zumal Rheuma, angegeben.

In England hat also, diesen Angaben zufolge, der Gebrauch des Opiums als Genussmittel namentlich in den stark bewohnten Fabriksdistricten bereits ansehnliche Dimensionen angenommen. Es muss aber berücksichtigt werden, dass das gewiss colossale Anwachsen des Verbrauches an Opium in den letzten Decennien zum guten Theile beeinflusst ist von dem gegenwärtig ungleich gesteigerten medicinischen Gebrauch überhaupt des Opiums, beziehungsweise des aus ihm dargestellten Morphins und dem ausgedehnten Missbrauch, der nachgewiesenermassen zumal in den grossen englischen Fabriksstädten mit diesem Mittel getrieben wird. Die in den Fabriken beschäftigten Weiber geben häufig ihre Kinder an sogenannte Ziehmütter, welche denselben, um sich's möglichst bequem zu machen, Opium reichen sollen. Die Kleinen essen und schreien dann allerdings wenig, gehen aber um so häufiger zu Grunde. *)

Literatur-Berichte.

Mineralogie. * Edward S. Dana. Second appendix to the fifth edition of Dana's Mineralogy. New-York 1875. Zu der letzten Auflage von J. D. Dana's Mineralogie vom Jahre 1868, dem ausführlichsten Handbuche, welches wir besitzen, erschien bereits 1872 ein von J. G. Brush bearbeitetes Supplement. Der vorliegende zweite Nachtrag vervollständigt das Werk bis zum Beginne des heurigen Jahres; wir finden in demselben in compresser Weise die Diagnosen aller Species, die seit dem Erscheinen des ersten Supplementes aufgestellt wurden, aber auch Literatur-Nachweise über alle mineralogischen Mittheilungen, die — sich auch auf Altbekanntes beziehend — in den letzten sieben Jahren erschienen sind. Die Aufnahme der letzteren Daten, die mit grosser Vollständigkeit gesammelt wurden, ist es besonders, die der Arbeit E. S. Dana's grossen Werth verleiht, da seit der Unterbrechung in der Herausgabe

---

*) v. Bibra. l. c. p. 197.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften

Jahr/Year: 1875

Band/Volume: 25

Autor(en)/Author(s): Vogl A.

Artikel/Article: Ueber das Opium als G-enussmittel. 81-87